

Wintermonate mit vertauschten Rollen.

Trotz aller Fortschritte, die die Wetterkunde gemacht hat, steht ihre praktische Seite, die Wettervorhersage, noch immer in den Kinderschuhen. Das ist wohl kaum jemals so augenfällig zutage getreten, wie durch den Verlauf der letzten Monate, der jedem geordneten Wetter- und Kalenderweisen Herrn zu sprechen schien. Nicht den kleinsten Hinweis darauf hat uns die Meteorologie im voraus geben können, sondern sie hat den Ereignissen nachhinken müssen. Damit soll keine unbillige Kritik geübt werden, denn die Wetterkundigen haben mit überaus großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Zu den zahlreichen Ursachen, die den Wetterverlauf schon in einem kleineren Gebiete bedingen, hat der Krieg vermutlich neue hinzugebracht, deren Wirkungen noch gar nicht ausreichend studiert werden konnten. Die Lufterschütterungen durch die endlosen Artilleriegefechte, Trommelfeuer, Minensprengungen usw. kommen vielleicht weniger in Betracht, die dabei freiverdenden, enormen Wärmemengen sicherlich schon beträchtlich mehr. Am meisten aber wahrscheinlich die unauflösbare Anreicherung der Luft mit Billionen mikroskopisch kleiner Rauchteilchen durch das seit anderthalb Jahren andauernde Verschleihen von Munition jeder Art. Es ist bekannt, daß sich in völlig staubfrei gemachter Luft selbst aus wasserdampfgesättigten Schichten keine jener winzigen Nebeltröpfchen bilden, aus denen sich die Wolken, der Regen und die anderen wässrigen Niederschläge zusammensetzen. Stets bedarf der Wasserdampf eines kleinen Staubkorns oder dergl., um sich in flüssiger Form an ihm niederzuschlagen und es braucht wirklich keines Beweises, daß die Zahl dieser Staubteilchen während des Krieges in einer ungeheuerlichen Weise zugenommen haben muß. Das weitere darüber mögen die Meteorologen unter sich ausmachen, während wir uns jetzt dem eigenartigen Frühling zuwenden, der uns mitten in den Wintermonaten überfällt.

Die Ueberfröschung setzte bereits Ende Oktober mit einem für diese Jahreszeit erheblichen Frost und Schneefall ein. Auf zum Teil noch reich belaubten Bäumen lagen reichliche Schneelagen. Der befürchtete frühe Winter, den diese Märchenlandskösten anzulandigen schienen, kam jedoch nicht. Vor Weihnachten gab es neue, ergiebige Schneemassen, aber auch diese wurden noch vor dem Feste zu Wasser. Von da ab konnten wir auf unieren regelmäßigen Ausflügen ein stetiges Steigen des Grundwassers bemerken, wie es sonst erst der eigentliche Frühling mit der allgemeinen Schneeschmelze zu bringen pflegt. Immer mehr Wasserläufe blinkten auf, schlossen sich zu Teichen, dann zu Seen zusammen, und wenn man auf Anhöhen stieg, dann konnte man sehen, wie die Gewässer das alte eisige Stromtal, das die Erde nur noch kümmerlich ausfüllt, immer deutlicher markierten. Die Waldgräben füllten sich bis an den Rand, und auch die trockensten Moorwiesen wurden unbedeckt.

Als gegen seine letzten drei Tage hatte der Januar nur einen einzigen und noch dazu recht milden Frosttag aufzuweisen. Kein Wunder, daß die Pflanzenwelt sich diesen eigenartigen Waffenspielformen des Winters zu nütze machte. An den Hölzerbüschen (Hollundersträuchern) konnte man schon zur Weihnachtszeit aufgedrochene Triebe mit zolllangen Blättern sehen. Das fiel wenig auf, weil man gerade bei diesem Strauche derlei Vorwirtsigkeiten gewöhnt ist. Dem ersten schwachen Frosttage fielen diese Blätter meist wieder zum Opfer. Dem Hollunderbusch, der die Fähigkeit besitzt, aus seinem Wurzelstock neue Triebe in erstaunlicher Anzahl zum Erlaß aufzuschießen zu lassen, macht der kleine Frostschaden nichts aus. Diese grünen Triebe hatten daher wenig zu bedeuten. Als aber schon in den ersten Tagen des Jahres die Haselbüschel an günstigen Stellen lang und schlaff wurden und den Blütenstaub entleerten, wenn man auf die feste Kopte, und als in der Mitte des Januar unsere Nisch- und Laubbücher stellenweise ganz und gar im Schmelze von zahllosen dieser gelben stäubenden Blütenraupen prangten, da mußte man bekennen, derartiges noch nicht annähernd um diese Jahreszeit erlebt zu haben. In den Parks und Vorgärten waren auch die Schneeglöckchen und der Seidelbast frühzeitig aufgeblüht, und die Stielmütterchen hatten sich schon Mitte Januar in den Vorgärten teilweise in Menge erschlossen. Gewiß wilde Pflanzen, wie die als Vogelfutter allgemein bekannte Vogelweide und das Hänseblümchen, haben seit dem Vorjahre überhaupt nicht zu blühen aufgehört, und auch der Grasstrauch ist grün aus dem einen Jahre in das andere überwintert. Daß die Sträucher vielfach ihre Knospen strecken, fällt selbst solchen Epaziergängern auf, die sonst wenig Sinn für diese Erscheinungen haben mögen.

In westlichen und südlichen Gebieten sind die Erscheinungen noch weit auffälliger. In der Rheinmündung und in wärmeren Ländern des Schwarzwaldes stehen Mandel- und Kirschbäume teilweise in voller Blüte. In der Rheinprovinz wurden die Wiesen gemäht. Bei Feldkirch in Vorarlberg wurden schon in der ersten Jahreshälfte dreißig im Freien blühende Gewächse festgestellt!

Wenn man diese vorzeitige Entwicklung richtig verstehen will, so muß man sie nicht allein auf die Wirkung von Wärme und Kälte setzen wollen. So sonderbar es klingt, so hat doch gerade die frühe Kälteperiode vom Ende Oktober (und die späteren Frosttage) einen Hauptanteil an der Verfrühung. Unsere einheimische Pflanzenwelt ist zu einem großen Teile dem Winterfrost angepaßt; sie bedarf geradezu der Kälte, um eine neue Vegetationsperiode einleiten zu können. Die vorangegangenen Frosttage haben daher „auslösend“ gewirkt, oder wie man das nun nennen will, denn wie die Kälte diese Auslösung zustande bringt, darüber gibt es nur Vermutungen. In menschlich-bildlicher Ausdrucksweise könnte man sagen: Die vorzeitigen Kälte tage haben in der Pflanzenwelt die verfrühte Wirkung eines rechten Winters gehabt, den sie nach Eintritt andauernder milder Witterung überstanden zu haben „glaubte“, so daß sie bereits hemmungslos darauf los zu wachsen anfing, als der eigentliche Winter erst beginnen sollte.

Wer nun meint, ein jetzt plötzlich einsetzender Frost müsse uns a. B. um die ganze Haselnußkerne dieses Jahres bringen, der würde sich irren. Die gelben Blütenstäubchen der männlichen Käychen haben längst ihren Weg zu den winzigen Fruchtbläuten gefunden, die in blattlosartigen eng geschlossenen Gebilden geborgen sind. Sie sind leicht unter den gewöhnlichen Blattknospen herauszufinden, weil die Fruchtknospen etwas dicker als jene sind und weil aus ihre Spitze auffällig rote, kurze Fäden, die weiblichen Farben, herausragen, an denen der vom Wind verteilte Blütenstaub hängen bleibt. Auch ein neuer Frost kann den jungen Haselnüssen in der fest geschlossenen Knospe nichts mehr anhaben; sie warten ihre Zeit ab, bis sie gerühmt heranwachsen können. Die groß der Unterschied im Ertragen von Kälte ist, je nachdem es sich um dünne Blattflächen oder geschlossene Knospen oder lederige, dickere Pflanzenteile handelt, das können wir schon an den Nadelblättern unserer Kiefer erkennen. Sie dauern drei bis vier Jahre aus, ehe sie abfallen, und sie halten inzwischen auf hohen Wipfeln die grimmigste Winterkälte ohne Schaden aus. Es liegt allerdings nicht allein an der „Dickschichtigkeit“ fest geschlossener Knospen oder lederiger Blätter, wenn sie den Frost leichter überleben, sondern vor allem auch daran, daß sie bedeutend wasserärmer sind, als die gewöhnlichen dünnen Laubblätter unserer meisten Pflanzen. Bei diesen hat jeder Frosttag die Wirkung, daß das gefrierende Wasser die zarten Zellwände der Blätter sprengt und ihre Gewebe oft genug zum Absterben bringt, besonders dann, wenn auf den Frost plötzliche Erwärmung folgt. Die Haseln, Erlen und andere sogenannt Winterblätter, deren Blätter dünnlaubig sind, entwickeln daher ihre Verblätterung auch erst, wenn die Luft von Frostgefahr ziemlich rein ist.

Es ist nun bei alledem anzunehmen, daß wir noch winterliche Rückschläge bekommen werden. Besonders manchen ausländischen Gewächsen, die schon ihre Blattknospen strecken, wird es dabei nicht gut gehen. Sie stammen in der Regel aus wärmeren Ländern und sind solchen Rückschlägen nicht so gut angepaßt wie die heimische Pflanzenwelt. Am wichtigsten bleibt uns begrifflicherweise das Bedecken der kommenden Ernte. Die ausgiebige Durstbränlung des Erdbodens mit den reichlichen Niederschlägen des „Frühlings im Winter“ dürfen wir als ein gutes Vorzeichen hinnehmen. Weiter aber werden wir uns auf Vorherjagen für das Wetter der kommenden Sommer nicht einlassen. Möge er die besten Hoffnungen erfüllen! L. L.

Kleines Feuilleton.

Strindbergs „Kameraden“

im Theater in der Königgräzer Straße.

Das Schlagwort von der Frau als Kameradin hat in den Diskussionen der skandinavischen Frauenemanzipationsbewegung, die von Jbsens Rora eröffnet, mehr wie anderswo prinzipiellen Charakter zeigte, eine große Rolle gespielt. Schon die Gorborgischen Romane, vor allem „Bei Rama“ und „Milde Seelen“ — von intimer sexueller Seelenmalerei in der norwegischen Erzählung seither nicht übertroffene Zeitdokumente — bezeugen das. Wort und Gedanke lehren da in wechselnder Beleuchtung von den verschiedensten Standpunkten her gesehen immer wieder. Strindberg der schon im „Vater“ (gegenüber Jbsens „Rora“) als grimmiger Ankläger der Weibnatur aufgetreten war, in leidenschaftlich übertreibender Verallgemeinerung die Frau als die geborene herrschsüchtige ränkevolle Feindin des Mannes geschildert hatte, empfand den Gedanken, die Gattin solle ihres Mannes gleichgestellte Mitarbeiterin, in eigenem Berufe tätige Kameradin sein, geradezu als Herausforderung. Sein Haß ist von der gleichen Einseitigkeit wie die himmelnde Verehrung von einstmals. Laura im „Vater“ gilt ihm als die Verkörperung des ganzen Geschlechts. Die emanzipierten Frauen, die mit ihrer Fortgeschrittenheit mit tun, als Schriftstellerinnen und Künstlerinnen im Wettstreit mit

männlichen Leistungen Befriedigung für ihren Ehrgeiz suchen, sind in seinen Augen um nichts besser. Hinter dem äußeren Firnis steht die gleiche Unvernunft, dieselbe Bosheit, derselbe Hang, sich und die anderen zu betrügen. Sie leben von den Gedanken und der Arbeit ihrer Männer, die blind verliert kaum merken, daß der Schwanz, den jene zur Schau tragen, ihnen gestohlen wurde. Auch Vertas Mann in den „Kameraden“ ist ein „Gläubiger“, dem seine Schuldnerin Grohmut mit ländem Dank heimzählt. Die malende Kameradin triumphiert bei der Nachricht, daß ihr Bild von der Pariser Jury angenommen, das ihres Gatten abgelehnt sei. Sie ahnt nicht, daß er, um ihr einen Erfolg zu verschaffen, die Nummern vertauscht, sein wertvolles Gemälde unter ihrem Namen eingeliefert hat. Während steigt Daß und Abideu in ihm auf, und endlich reißt er sich los. Jergendein Mädchen, das er auf der Straße gefunden, wird ihm mehr sein als die — Kameradin! Drückend schwüle Atmosphäre lagert über dem Ganzen.

Präulein Orklas Darstellung brachte das Gemisch von streberischer Eitelkeit, Hinterlist und völliger moralischer intellektueller Stumpfheit zu sehr prägnant lebendiger Erscheinung. In seiner distriker Dämpfung, die für die Figur entscheidende Sympathie weckte, gab Abel den jungen Maler. Auch die Nebenrollen, der intrigierende Zwittler und das geschiedene Destermarkische Ehepaar bei seinem tragischen Zusammentreffen, waren durch Anna Ernst, Direktor Reinhard und Frau Richard gut vertreten. — Das Zusammenspiel aufs sorgsamste gefeilt und durcgearbeitet. dt.

Das Dreimäderlhaus

im Friedrich-Wilhelmsstädtischen Theater.

Zusammenstellungen aus verschollenen Musikwerken von Lanner, Strauß, Offenbach u. a. haben wir über die Bühnen gehen sehen und uns an ihrer verborgenen Schönheit erfreut.

Das mit Benutzung des kurz nach Ausbruch des Krieges erschienenen Alt-Wiener Romans „Schwammerl“ von Rudolf Hans Bartsch von Willner-Reichert verfasste Singpiel „Dreimäderlhaus“ bedeutet uns mehr. Franz Schubert, der Meister unsterblicher Lieder, wird darin lebendig. Mit ihm sein ganzer Freundeskreis: der Dichter Baron Schöber, der Märchenmaler Schwind, der Zeidler Kapellmeister, Hofopernsänger Soal, der erste Interpret schäuberischer Gesänge, die berühmte Grisi von der Hofoper — um neben allen Alt-Wien zwischen 1825/30. Johannes Müller stellt uns dem Schwammerl-Franz in all seiner rührenden Herzlichkeit, Unbeholfenheit und poetischen Verträumtheit täuschend ähnlich hin.

Das Hauptmerkmal des reizend gearbeiteten Singspiels bildet aber die Musik Franz Schuberts selbst. Aus vielen seiner verstaubten Singspiele, Opern usw. sowie noch heute gesungen Liedern und oft erklingenden Tanzweisen hat Heinrich Verté als tüchtiger Puffler und Theaterfachmann ein wundervoll einheitliches Werk zusammengeschlossen. Die ganze Wärme, Fröhlichkeit und melodische Weichheit schäuberischer Klänge umschwebt und. Es ist was köstliches um Schubert, seinen Freundeskreis und jene Zeit.

Es ist aber auch gewiß ein großes Verdienst des Direktors Friedrich, sowie des Kapellmeisters Eduard Künnele, der sich als Opernkomponist schon glänzend eingeführt hat, und nicht zuletzt auch sämtlicher mitwirkenden Bühnenkünstler, daß wir das neue Werkchen in einer geradezu musterhaften Stilgerechtigkeit genießen können. Man kann von einem großen künstlerischen Erfolg dieser Neuheit reden, die rasch beliebt werden dürfte. ek.

Schiller-Theater O: Halbe Dichter.

Der Spürsinn Oskar Blumenthals ist nicht sehr gegangen, als er in dem älteren Rosenischen Schwan „Halbe Dichter“ ein Werkchen sah, das bei einiger Auffrischung auch heute noch auf der Bühne seine Wirkung tun würde. Was seine Neubearbeitung dazugetan hat, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls ist ein Schwan herausgekommen, der ein nicht allzu anpruchsvolles Publikum mit seinen vielen Verwicklungen, lustigen Situationen und barmherzigen Scherzen recht hübsch unterhält. Manche ältere Uebersetzung aus dem Rezeptbuch der Schwanbühnen ist ja mit verwertet, an gewissen Unwahrscheinlichkeiten darf man sich nicht stoßen, und hier und dort sind die Farben reichlich aufgetragen. Aber im großen ganzen ist doch ein Stück zustande gekommen, das es mit der Mehrzahl der heutigen Schwanke ganz gut aufnehmen kann. Das Publikum des Schiller-Theaters unterhielt sich föhlich dabei, wie der alte Untersuchungsrichter a. D. überall die schlimmsten Abirungen vom Wege der Jugend witterte, während in Wirklichkeit doch nur zwei vielgeplagte Dichter — oder richtiger: ein Dichter und eine Dichterin — sich mühten, die gemeinsame Autorität an einem Lustspiel dem Gatten der dachtenden Dame zu verbergen und sich die Zeit bis zur Aufführung zu vertreiben. — Die Darstellung war vortrefflich. n.

Der Gang der Sakije.

Ein Roman aus dem modernen Aegypten. Von Willi Seidel.

Was ich bin, verdanke ich nächst Allahs Güte mir selbst, darum, daß ich die Belehrung des Fikis und seine guten Worte in meinen Ohren nicht schlafen ließ und darauf bedacht war, Kenntnis zu erlangen und den nordischen Teufeln die Pfaster aus den Taschen zu angeln.

Und nun frage ich euch, dich Zabal, und dich, o Umm-Dabbus, ich frage euch und versuche euch sattjam im erhabensten Namen, wenn ihr mir Falsches berichtet: Bin ich euer Sohn? —

Alle Glieder der Familie knurrten jetzt wild. Sie wichen in friedenden Sprüngen zurück und gupften gleich Wölfen aus der Gde. Darauf entließ Umm-Dabbus einen spitzen Laut, Dabbus selbst wogte seinen breithaftigen Körper hin und her und stieß einen tierischen, unmelodischen Singfang von sich, und Zabal, wie besessen auf allen Vierern hockend, kollerte wie ein gereizter Trutzhahn. Mit der Zeit schwiegen diese Laute, nur schwerer Atem, aus drei Kehlen entsendet, füllte die Stütze mit rauchfüchtigem Rhythmus.

Endlich sävigte auch dieses Geräusch, und eine hilflose Stille blieb zurück. Und diese Stille beachtete: „Du bist es nicht!“ — Und nach einer weiteren Pause, in Worten wiederholt, vernahm Daud dieselbe stoßend heisere Stimme, deren Ton noch von der Angst vor dem angedrohten Fluße zitterte und gleichsam um Verzeihung bettelte. . . .

Daud war befriedigt. Er sah nicht ohne Behagen diese plötzliche Distanz; mit Bewunderung die reinliche Scheidung zwischen sich und diesem Feldvöll. Er spürte sich erleben und hinweggerückt, so zwar, daß es ihm frei stand, müßig mit denen zu unterhandeln, die am Fuße der Leiter saßen. Und er fragte also: „Wer bin ich also?“ Er hatte dreimal umsonst gefragt, dann kam Zabal wieder näher, immer noch von abergläubischer Angst geschüttelt, und bat ihn:

„Nimm den Fluch zurück!“ Daud erwiderte: „Ja habe noch nicht geflucht, o Zabal.“ „So nimm die Androhung des Fluchs zurück!“

Daud sprach die letzten Sätze der Fatha, und damit war der Damm gefilgt.

„Hei!“ sprach Zabal, nunmehr völlig beruhigt, fast vergnügt. „Was gibst du mir, wenn ich dir die Wahrheit sage?“

Daud zog einen seidenen Geldbeutel hervor und entnahm dem Messingrachen fünf Schillinge, die er mit generöser Gebärde dem Mann übergab. Zabal biß in die Wangen, ließ sie auf dem Nande der steinernen Mahlpfanne tanzen und steckte sie dann mit schlecht verhehlter Freude in eine Falte seiner schmutzigen Kelabije. Dann bequeme er sich dazu, Aufklärungen zu geben.

Daud war kein Findling. Ein gut gekleideter, fetter Effendi von der einheimischen Regierung hatte ihn (wenn man Zabals mit großem Gesensspiel begleiteter Beichte glauben durfte) eines schönen Tages vor fünfzehn Jahren in das Dorf gebracht. Zufällig sei er der Umm-Dabbus ansichtig geworden, die den Ketin Dabbus an ihrer damals noch strotzenden Brust stillte, und habe ihr das helle, anscheinend erst ganz kürzlich geborene Wesen in den Schoß gelegt — geworfen, kann man sagen, ohne fehzugehen. Es habe erbärmlich geschrien, doch der fetter Effendi habe sich die Ohren zugehalten und gesprochen: „Geh mit Gott! — du verdienst nichts Besseres!“ — Man hätte dich erfäusen sollen wie eine Kage! O über die, die dich zur Unzeit gebat!

Daraufhin habe der fetter Effendi der schimpfenden Umm-Dabbus einen Zwanzigpfundschein zugeworfen und sei unter großen Beteuerungen der eigenen Unbeholfenheit und unter mehrmaliger Anrufung des höchsten Namens auf dem Esel wieder hinweggeritten. —

„Die Banknote ist nun verzehrt, sie ist auf und davon gegangen, sie ist wie Butter in der Sonne geschmolzen. Kiowa! Wir haben viel Freude daran gehabt. Ach, ich hätte damals wohl auch gern eine Kaside auf die Ohrringe meines Weibes gesungen, an deren Brüsten du gezogen hast! Doch wo ist deine Dankbarkeit? Du weißt mehr als wir, daß ich klar. Aber was siehst du deshalb hier und suchst? Der du die wirksamen Verwünschungen kennst: was sprichst du sie wider die, die dich groß zogen wie einen Getreidehalm?“

Die Frucht, die er trägt, wird ihren Saumen nicht leihen, und wenn wir jetzt einen Ertrag heischen und uns dessen, der uns belastete durch vierzehn Jahre hindurch, erfreuen

wollen, so spricht er: „Speit es aus eurem Mund und achtet auf euren Blick!“

So ist es, und wir sind mit Recht bekümmert und voll von Horn!

Zabal erford noch einige Wendungen; unter anderem nannte er Daud einen „Vater des Irrwegs“ und einen „Brunnen des unlauteeren Ehrgeizes“; sein langvolles Wort hieß: „Diener der ganz Verworfenen und Sklave der Erzfeinde.“ Daud ließ sich das gefallen.

Zabals Eröffnung hatte ihn in tiefste Meditation versetzt, und so nahm er kaum Notiz von den Titeln, die man ihm an den Kopf warf.

Alles, was in seinem Blute dunkel geschrien, aller Hang zum Wohlleben, all sein kleines Gedächtniswerk, sein elegantes Beherrschen anderer unmaßsprachlicher Idiome, sein scharfer und so verletzlicher Geselligkeitstrieb, sein schwermütig sinnlicher Hang zum europäischen Gehaben — ja, das alles und vieles mehr hatte nun seine leuchtende Rechtfertigung.

Er dachte derer, die auf dem blühenden Verdeck als die Herren umherwandelten und sich die weißbeschuhten Füße einander auf die Knie betheten. . . Er dachte seiner hellen Haut und dachte nicht ohne Eitelkeit an die temperamentvolle Leichtigkeit, mit der er sich mit dem gleichaltrigen Engländer verständigt. . . Weg mit allen Sorgen: er war Jungägypter der besten Rasse; der Ursprung des Blutes, das ihn bestimmte, lag herrlich klar vor ihm! Er war irgendwo im Schoße des stets erträumten, aber noch nie gewonnenen Luxus auf die Welt gekommen, auf eine Welt voller Bijouterien, leicht schreitender Füße, in der parfümgeschwängerten Gde vielleicht eines fürstlichen Harems, beim diskreten Schein kunstvoll durchbrochener Reschreibijen, zwischen seidenen Livankissen — und durch ein läckisches, ungerichtetes Gesicht, in Gestalt jenes fetten Effendis (jenes offenbar hohen Beamten), war er als Opfer einer Intrige in diesem Mist gelandet und darin aufgewachsen: ahnungslos, beklagenswert und besserem Lose vorbehalten!

Mit einem Viertelpfund hatte er sich jetzt von diesem Leben endgültig losgelöst. Er stand auf, ohne ein Wort zu sprechen und drehte sich langsam im Kreis herum. Er nahm alle Gegenstände der Stütze noch einmal in sein Hirn auf; er hörte einen heiseren Dahnenschrei, und sein Herz bebte.

(Fortf. folgt.)

